



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Entwicklung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens der europäischen Staaten. Von Major Emil Anorr. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, 1880.

Wenn ein Soldat von Fach es in die Hand nimmt, eine Geschichte des Heeres-Sanitätswesens zu schreiben, so hat der Arzt von Fach unwillkürlich die Befürchtung, daß die ärztlichen Fragen zu Gunsten der militärischen in den Hintergrund treten werden. Diese Befürchtung wäre jedoch für obiges Buch eine ungerechtfertigte. Selten werden wir bei einem Soldaten einer so vorurtheilsfreien, man möchte fast sagen wohlwollenden Kritik des ärztlichen Standes, soweit er in Beziehungen zum Heere tritt, begegnen. Besonders bemerkenswerth tritt dies bei dem Urtheile über die zur Zeit geltende Einrichtung im Sanitätswesen des deutschen Heeres hervor. Referent, der selbst in einem Sanitätsdetachement den Krieg 1870—71 mitmachte, hat sich gefreut, an verschiedenen Stellen auf betrübende Erfahrungen hingewiesen zu sehen, die durch die Coordination des militärischen Leiters und des ärztlichen Leiters wiederholt entstanden waren und entstehen mußten. Coordination bedingt Reibung, die nur durch Subordination gehoben werden kann. Dieser Grundsatz, der in der deutschen Heeresorganisation allseitig zur principiellen Geltung gekommen ist, hat nur noch im Heeres-Sanitätswesen einige Ausnahmen aufzuweisen, die ihren Grund wohl in einer wenig günstigen Beurtheilung der militärischen Fähigkeiten der Militärärzte finden.

Der geschichtliche Theil des vorliegenden Werkes zeugt von einem immensen Fleiße. Die Schilderungen der allmählichen Entwicklung des Sanitätswesens der einzelnen Staaten bis zu seiner jetzigen Höhe sind höchst anziehend. An der Spitze marschirt unstreitig Deutschland, wiewohl der Verfasser auch hier noch viele Punkte zu betonen hat, die einer Besserung dringend bedürfen. Gar keine Organisation eines militärärztlichen Standes finden wir in Montenegro, wo überhaupt keine Militärärzte existiren.

Aus der Vorrede ersieht man, wie vorzüglich der Verfasser mit authentischem Quellenmateriale unterstützt worden ist. Die hervorragendsten Namen des militärischen und ärztlichen Standes aller Staaten haben sich durch Beträge betheiliget. — Das Buch ist der Kaiserin Augusta gewidmet.

Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt von E. Beckenstedt. Graz, Leuschner & Lubensky, 1880.

Nirgends hat man so eifrig und mit so gutem Erfolge nach dem Beispiele der Grimms die Reste der alten Religion und Mythologie gesammelt als in Deutschland, und noch immer wird neues Material zusammengebracht und veröffentlicht, darunter vieles, was auch neues Licht auf das bereits Gewonnene wirft und deshalb willkommen genannt werden muß. Dahin gehört mit einem nicht kleinen Theile seines Inhalts auch das obige Buch, obwohl wir ihm den außerordentlichen Werth für die Wissenschaft, den ihm das Vorwort zuschreibt, nicht beilegen können, wie uns denn überhaupt der pathetische Ton, den der Verfasser dort an-

schlägt, nicht recht am Orte zu sein scheint, zumal da er mitunter auf Schlüssen beruht, die wie Schnelldenkerei aussehen. Lassen wir das bei Seite, so ist die Sammlung, deren einzelne Stücke meist dem Munde der Wenden entnommen sind, die in der Niederlausitz wohnen, in vieler Hinsicht eine erfreuliche Gabe. Sie beginnt mit 107 Nummern, die sich auf die Tradition von einem Wendenkönige ohne Namen beziehen, und von denen allerdings einige, z. B. 88 und 89, nicht volkstümlichen Ursprungs, sondern durch Einwirkung aus gelehrten Kreisen entstanden sind. Nach den übrigen ist der Wendenkönig eine mythische Persönlichkeit, welche je nach der Localität verschieden erscheint, bald als ein Held, bald als ein Zauberer, bald als ein kinderfressender Dämon, bald als ein Wassergott. Manches an ihm erinnert an Züge der germanischen Mythologie, anderes entstammt slavischer Phantasie, z. B., daß der König die Kinder, die er frißt, mit einer Mohrrübe erschlägt, daß er selbst mit einer solchen erschlagen wird, daß über den Graben oder den See, der sein Schloß umgiebt, eine Brücke von Leder oder rothem Tuche führt, und daß er befiehlt, ihm nach seinem Tode die Haut abzuziehen und sie auf eine Trommel zu binden, die den Wenden dann in der Schlacht den Sieg bringt. Die hierauf folgenden Sagen vom Nachtjäger gleichen fast durchgehends denen, die in deutschen Gegenden vom wüthenden Heere erzählt werden. Auch die Märchen vom dummen Hans, die auf einen allen arischen Völkern gemeinsamen Herkules hinweisen, finden ihr Seitenstück in deutschen Volkserzählungen. Dasselbe gilt von den Geschichten vom Pumphut, dem wir auch in Kuhns norddeutschen Sagen begegnen, vom Doctor Faust, vom Eulenspiegel und von den Wenden- und Schildbürgerstreichen. Auch die Sagen von den Schwanjungfrauen, den Ludki, die unsern Wichtelmännchen gleichen, und den Nixen sind mit deutschen meist nahe verwandt. Ferner finden sich auch unter den vermischten Märchen, die S. 214 bis 271 mitgetheilt werden, mehrere, die in ähnlicher Weise in deutschen Kinder- und Spinnstuben erzählt werden. Endlich ist dasselbe von Teufels- und Spukgeschichten und dem, was die Wenden von der Pest, vom Tode und den Todten, von Vampyren, Glocken, versunkenen Orten, vom Drachen, von den Schlangen und vom Werwolf zu berichten wissen, zu sagen, obwohl hier manches seine besondere nationale Färbung hat und mehr an die Sagen der Russen anklängt als an die unsern. Ein guter Theil der uns hier vorgeführten Sagengestalten und mythischen Namen gehört jedoch auch den Wenden allein an. So der Posserpanc, der Serp oder Serpel, der indeß vielleicht nur eine andere Gestaltung des deutschen Bilmeschnitters ist, die Pšchespolnica, der Zeb, die Golen, der Schirrmann und die Schirrawa, die Serpolnica, Maria na Pentu, Anna Subata, Fika, Gibane, die Boscha Vostich, die als kleines Kind mit langen weißen Haaren erscheint, um Todesfälle und anderes Unglück anzuzeigen, die Wurlawa und die Glühende Frau. Der Posserpanc und der Serp sind Dämonen, die den Kindern, welche in Erbsen- oder Kornfelder gehen, mit einer Sichel den Kopf abschneiden, wenn sie die Fragen, die sie ihnen vorgelegt, nicht beantworten können. Auch Erwachsenen, die dem Nachbar das Getreide abmähen, widerfährt das gleiche von ihnen. Eine ähnliche Sagengestalt ist die Pšchespolnica, die nicht duldet, daß die Bauern in der Mittagsstunde auf dem Felde verweilen. Man hält sie fern, wenn man in dieser Zeit ein Feuer anzündet und darüber gewisse Kräuter kocht. Nur ein anderer Name für diese zu einem Gespenste gewordene Getreidegöttin ist die Anna Subata, die mit furchtbarer Miene und großen Eckzähnen erscheint, und vor der alles davon läuft. Maria na Pentu ist nach den Sagen, die der Verfasser von ihr mittheilt, eine Wald- oder Baumgöttin, eine wendische Dryade. Die Fika, eine mehr komische Figur, raucht Tabak und wird von den Bauern gehänselt und gesoppt, indem sie ihr, wenn sie um Tabak für ihre Pseife

bittet, Stroh oder Schießpulver geben. Die Gibane ist eine kleine weiße Frau, die sich bei den Bäuerinnen einstellt, wenn sie Kuchen backen. Die Wurlawa kommt zu den Frauen, die abends nach zehn Uhr noch spinnen, und giebt ihnen eine Mulde voll Spindeln, die sie vollspinnen müssen, sonst müssen sie ihr Leben lassen. Die Murawa ist unsere Trude, die des Nachts Abdriicken geht. Sie kommt auf einem Ziegenbock geritten, wie die deutschen Hexen, und hat eine raube Zunge. Der Schirmann und die Schirrawa sind wilde Leute mit rauhem Fell wie Hunde, welche des Nachts den Pferdejungen auf den Wiesen erscheinen. Der Zeb ist ein Niz, der Blutnik ein Vetter unsrer Irlichter. Auch in dem Kapitel vom Aberglauben der Wenden findet sich manches Eigenthümliche. — Für das größere Publikum ist das Buch, da es viele Varianten enthält, wohl kaum geeignet; zur Sagenvergleichung aber liefert es, wie bemerkt, einen beachtenswerthen Beitrag.

Bilder und Geschichten aus Offenbachs Vergangenheit. Von Emil Pirazzi. Offenbach, in Commission von Th. Steinbeck, 1879.

Den Inhalt dieses Buches kann nach dem Titel niemand ahnen. Der Verfasser desselben scheint in Offenbach am Main die anerkannte Autorität in Sachen der Localhistorie zu sein. Er hat beinahe ein Vierteljahrhundert lang Stoff zu einer Geschichte Offenbachs gesammelt und sich bemüht, unter seinen Mitbürgern Interesse für die geschichtliche Vergangenheit des Ortes zu wecken. Als 1876 eine umfangreiche Straßentaufe in Offenbach vorzunehmen war, geschah es auf seine Anregung, daß eine Anzahl neuer Straßen mit berühmten Namen aus der Geschichte der Stadt belegt wurden.* Um den Bewohnern der Stadt „nun auch so eine Art Commentar zu den neuen Straßenbenamungen zu bieten“, begann er schon damals eine Darstellung einzelner Partien der Stadtgeschichte. Die Arbeit blieb aber „als Torso“ liegen und wurde erst „durch die anreizende Idee einer Hessischen Landes-Industrie-Ausstellung (1879) wieder aus ihrem Schlummer erweckt“ — also ein schlummernder Torso! —, und so entstand das vorliegende Buch als „Festgabe“ zu besagter Ausstellung.

Daß wir in diesen Bl. das Buch erwähnen, geschieht nur um seines letzten Abschnittes willen, der weit über ein Drittel des Ganzen (S. 177—278) ausmacht und die Ueberschrift trägt: „Der Mäusenitz am Main.“ Dieser Abschnitt giebt auf Grund ungemein fleißiger Forschungen genaue und zuverlässige Nachrichten über alle diejenigen Persönlichkeiten und deren Familien, unter denen der junge Goethe 1774 und 1775 zur Zeit seines Liebesverhältnisses mit Elise Schönemann (Lili) in Offenbach verkehrte (André, Bernard, d'Orville, Gwald), behandelt die Lili-Affaire von ihren ersten Anfängen bis zu ihren letzten Nachspielen und erzählt auch die ganze Geschichte von Sophie La Roche und Bettina, denn „die Großmama hat in Offenbach ihre Tage beschloffen, die Enkelin ihre Kinderschuhe ausgetreten“.

Auch dieser Abschnitt ist, wie das ganze Buch, natürlich zunächst für den braven Offenbacher Bürgermann bestimmt; er liest sich zum größten Theil wie eine Reihe Feuilletons aus einem kleinstädtischen Wochenblättchen. Da der Verfasser augenscheinlich keinerlei Voraussetzungen bei seinen Lesern machen zu dürfen glaubt, so ergeht er sich mit der größten Breite über alles, was er mitzutheilen hat, erzählt längstbekannte Dinge, als ob sie noch nie erzählt worden wären, kommt aus dem

*) Ein nachahmenswerthes Beispiel, das namentlich, wenn es in großen Städten befolgt würde, einigen Ersatz bieten könnte für die schwindenden Denkmäler früherer Zeit mit denen die Gegenwart ja vielfach unbarmherzig aufräumen muß.

Hundertsten ins Tausendste, und da er, wie's im Vorworte heißt, „zum mindesten versuchte in anziehender Darstellung zu schreiben, so daß man sein Buch auch als Lektüre (sic) benutzen könne“, so würzt er seine Erzählung auf Tritt und Schritt mit trivialen Anspielungen und geschmacklosen Späßen und stellt dabei seine eigne Person und die Bedeutung seines Buches mit einer Eitelkeit in den Vordergrund, die widerwärtig sein würde, wenn sie nicht öfter einen rührend komischen Anstrich hätte. Am Schlusse des Buches kommt er nochmals auf das neue Straßennetz zu sprechen, „in dessen Maschen wir die Namen der Offenbacher Plejade für alle Zeiten bei uns festhalten werden“ — also eine Plejade in den Maschen eines Straßennetzes! — tritt dann mit strahlendem Antlitz vor seiner eigenen Leistung einige ehrfurchtsvolle Schritte zurück und ruft begeistert auf: „Und ein literarisches Denkmal ist ihnen jetzt auch aufgerichtet!“, und im Vorwort bittet er seine Offenbacher Mitbürger, daß sie sein Buch „sich zu eigen erwerben (nicht nur es leihen!), sodann auch es lesen (nicht nur es hinlegen!), endlich aber auch es bewahren (nicht verschleudern!), und ihm, gebunden, ein bescheidenes Plätzchen in ihrer Hausbibliothek gönnen“ mögen.

Trotz dieser Wunderlichkeiten, die wir leicht verzehnfachen könnten, wird der Literaturhistoriker, insbesondere der Goethe-Forscher, an dem Buche nicht gleichgiltig vorübergehen dürfen. Viel neues enthalten zwar die hundert Seiten über den „Musenitz am Main“ nicht, trotz alles Ballastes, mit dem sie beschwert sind, und trotz aller Notizen, „die sich arabeskenförmig um das feste Gefüge des oberen Textes schlingen“. Vielen Raum verschwendet der Verfasser z. B. durch seitenlange Auszüge aus Goethes Briefen an Auguste Stolberg; er hält diese Briefe für eine große literarische Seltenheit — was sie nach unsern Erfahrungen keineswegs sind — und erzählt des Breiteren, welche Mühe es ihm gekostet, in den Besitz eines Exemplares derselben zu gelangen, hat also keine Ahnung davon, daß sie in Hirzels „Jungem Goethe“ wieder abgedruckt sind. Der ganze Verlauf von Goethes Liebesverhältniß zu Lili erscheint bei aller Breite der Darstellung weder überall richtig aufgefaßt noch klar geschildert, obgleich der Verfasser das vor kurzem erschienene Buch des Grafen Dürckheim, „Lili's Bild“, benutzt hat. (Vgl. dagegen die Aufsätze darüber in den „Grenzboten“ 1879 S. 305—322 und 390—408.) Doch fehlt es nicht an werthvollen Einzelheiten, für deren Feststellung die Goethe-Forschung dem Verfasser und seinem begeisterten Spürreifer zu Danke verpflichtet ist. S. 190 heißt es: „Nikolaus Bernard ist der Freund Goethe's, der ‚Onkel‘ Bernard gewesen; sein Nefse Peter Bernard aber der leidenschaftliche Musik-Enthusiast und Inhaber der berühmten Kapelle! Diese paar Zeilen schreiben sich ganz glatt hin, und lesen sich noch rascher, als sie sich schreiben; und doch sind sie das Resultat langer und gewissenhafter Nachforschungen und das Facit einer verwickelten Rechnung voll der theilweise widersprechendsten Angaben und Faktoren.“ Diese Versicherung glaubt man dem Verfasser gern; wie er aber hier eine bisher gültige Annahme als irrig beseitigt hat, so hat er auch die Person d'Orvilles (Johann Georg, nicht Johann Jakob) endgiltig festgestellt und die Wohnhäuser und Gärten der sämtlichen in Frage kommenden Familien, die man bisher zum Theil an falscher Stelle gesucht hat, nachgewiesen, so daß über das Terrain, wo die von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ mitgetheilten Offenbacher Erlebnisse gespielt haben, kaum noch ein Zweifel sein kann. Noch wichtiger ist es, daß der Verfasser zwei bisher unbekannt, leider undatirte, Briefchen Goethes an Rahel d'Orville mittheilt, die sich im Besitz der Nachkommen erhalten haben. Beide versetzen uns mitten hinein in die Leidenschaft der Lili-Periode. In dem einen heißt's: „Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn meinem Herzen ward,

als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmachte", in dem andern: „Da ist Käs liebe Frau und gleich in Keller mit ihm. Der Kerl ist wie ich, solange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfere Kerls. Drum in den Keller mit ihm, wie ich auch gegenwärtig in Frankfurt sitze, vollkommen wie in einer Eisgrube.“ Die Briefchen genau zu datiren wird schwer halten; so viel ist klar, daß das erste vor, das andere nach der Schweizerreise, im Hochsommer 1775, geschrieben sein muß. Graf Dürckheim hat sein oben erwähntes Buch mit einem Porträt Lilis geschmückt, ohne anzugeben, aus welcher Zeit dasselbe stammt; Pirazzi theilt mit, das es 1782 gemalt ist, wo Lili 24 Jahre alt und Mutter zweier Kinder war. Graf Dürckheim hat auch zwei Briefe Lavaters an Lili aus den Jahren 1783 und 1784 veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß Lili damals in trüber Stimmung und trostbedürftig war. Aus diesen Briefen herauszulesen, daß Lili den Schmerz über ihre Trennung von Goethe niemals recht habe verwinden können und in ihrer Ehe mit dem Straßburger Banquier Dürckheim nicht glücklich gewesen sei, liegt nicht der leiseste Grund vor; sie mußten also bis auf weiteres räthselhaft bleiben. Aus Pirazzis Darstellung ersehen wir nun — was der Verfasser selbst nicht gesehen hat —, daß die Bekümmerniß Lilis jedenfalls auf den 1782 erfolgten Tod ihrer Mutter und den schon längere Zeit drohenden und 1784 hereinbrechenden Bankrott des Schönemannschen Geschäfts zurückzuführen ist. Was die La Roche und Bettina betrifft, so hat der Verfasser das letzte Sommer von G. v. Löper veröffentlichte Buch „Briefe Goethes an Sophie La Roche und Bettina Brentano“ leider nicht mehr benutzen können; es würde sonst auch hier in seiner Darstellung manches anders ausgefallen sein. (Vgl. die beiden Aufsätze: „Goethe und Maximiliane La Roche“ und „Bettina und die Goethischen Sonette“ in den „Grenzboten“ 1879, S. 346 — 356 und 432 — 442). Hiernit sind die speciell den Goethe-Freund interessirenden Angaben des Buches erschöpft. Daß in diesen der alleinige Werth desselben für weitere Kreise beruhe, behaupten wir damit nicht. Sowohl der „obere Text“ des Verfassers wie die „arabeskengeleich um sein festes Gefüge sich schlingenden Noten“ enthalten manche interessanten Einzelheiten zur Literatur- und namentlich auch zur Musikgeschichte, die niemand, ohne besonders darauf aufmerksam gemacht zu sein, hier suchen würde. Wir empfehlen daher das Buch, trotz seiner seltsamen Form, allen, die es angeht, zu fleißiger Ausschöpfung und Verwerthung. Es ist das gewöhnliche Loos localgeschichtlicher Literatur, auf die engsten Kreise beschränkt zu bleiben, und eines der undankbarsten Geschäfte — Referent redet aus reichster persönlicher Erfahrung! —, Zeit und Kraft an localgeschichtliche Forschungen zu verschwenden. Vielleicht macht der Verfasser des vorliegenden Buches erfreulichere Wahrnehmungen.

Auf die übrigen Theile hier näher einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Sie sind im wesentlichen der Geschichte Offenbachs, namentlich der Entwicklungsgeschichte seiner blühenden Industrien gewidmet und sind, wiewohl sie viel culturgeschichtlich interessantes Material überhaupt bieten, doch in erster Linie „für die Offenbacher“ bestimmt, wie in der Ueberschrift des sechsten Kapitels mit scherzhaftem Hinweis ausdrücklich bemerkt ist. Als Titelbild ist dem Buche eine Ansicht Offenbachs aus dem 17. Jahrhundert nach Merian beigegeben.

Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern.
Leipzig, B. Schlicke, 1880.

Riehl hat in seinen „Freien Vorträgen“ einen geistvollen Aufsatz: „Der Kampf des Schriftstellers mit dem Gelehrten“, worin er den Gegensatz des „schreibenden Gelehrten“ und des „wissenschaftlichen Schriftstellers“ durch die Geschichte hindurch

verfolgt und schließlich zeigt, in welcher Weise beide Kategorien sich in der Gegenwart gegenüberstehen. Eine dritte Klasse hat er wohl mit gutem Grunde bei Seite gelassen: die leider immer mehr sich ausbreitende Klasse derer, die wir mit dem (früher durchaus ehrenvollen, heute nur noch in verächtlichem Sinne gebrauchten) Worte „Literaten“ bezeichnen. Fragen wir, in welchen Händen gegenwärtig die deutsche, speciell die neuere deutsche Literaturgeschichte sich befindet, so ist die Antwort im allgemeinen eine recht betäubende. Der junge Nachwuchs der zumstgerecht geschulten Specialisten dreht sich, wie die jungen Hündlein, die ihren Schwanz haschen, ewig in demselben Zirkel umher: der Zirkel umfaßt ein paar Jahrzehnte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; was darüber hinausliegt, ist ihnen unbekanntes Land, in das sie sich auch nicht hineingetrauen. Da sitzen sie nun zusammen und schreiben in ihrer orakelnden, pretiösen und prätentösen Manier dicke Bücher über Geister sechsten und siebenten Ranges aus Lessings oder der Sturm- und Drangzeit; aber was ist ihnen Heinrich v. Kleist oder Grillparzer oder Hebbel oder Gutzkow? Von den heutigen Historikern sagt Niehl: „Eine Weltgeschichte zu schreiben gilt fast für reine Dilettanten-Vermessenheit; wer im neunten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen.“ In der Literaturgeschichte ist es womöglich noch schlimmer; da heißt es gar: Wer im achtzehnten Jahrhundert zu Hause ist, der darf sich beileibe nicht ans neunzehnte wagen. Wenn nur die Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur nun wenigstens in den Händen von „wissenschaftlichen Schriftstellern“ läge, dann brauchte man ja die Zünftler in der stillen Freude an ihrer Regenwürmergräberei nicht zu stören. Leider ist dem nicht so; leider ruht die Darstellung und Beurtheilung der neueren deutschen Literatur fast ausschließlich in den Händen von „Literaten“, die durch Dreistigkeit alles, was ihnen sonst etwa fehlt, ersetzen zu können meinen. Von der Literatur der Gegenwart wird dies jeder, der überhaupt ein Urtheil hat, und der sich sein Urtheil nicht machen läßt, ohne weiteres zugestehen müssen. Wie lange muß man in unseren Zeitschriften und Zeitungen suchen, ehe man über einen neu erschienenen Roman, ein neues Schauspiel, einen neuen Band Gedichte einer wirklichen Kritik begegnet! Und wenn die Kritiklosigkeit nur immer bloß auf Unfähigkeit zurückzuführen wäre! Es wäre noch ein Glück. In vielen Fällen hat sie aber leider eine weit schlimmere Quelle: die Kameraderie und die gegenseitige Klame. Denn diese „Literaten“ sind ja fast alle zugleich große Dichter. Aber auch die Literatur der voranliegenden Jahrzehnte liegt zum guten Theil in unzulänglichen Literatenhänden. Die wenigen „wissenschaftlichen Schriftsteller“, die sich ihrer annehmen, kann man an den Fingern herzählen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches gehört zu der angedeuteten erlesenen kleinen Schaar. Adolf Stern ist einer der gründlichsten Kenner der deutschen Literatur der letzten fünf, sechs Jahrzehnte. Die sachkundige Auswahl und die wohlmotivirte Gruppierung, die seine beiden Sammelwerke: „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung“ und „Fünfzig Jahre deutscher Prosa“, 1820 — 1870, (erstere bereits in zweiter Auflage erschienen) auszeichnen, beweisen, in welchem Grade er das Gebiet beherrscht. In dem vorliegenden Buche hat er sechs größere Aufsätze zur Literatur der Gegenwart, die früher einzeln in Zeitschriften veröffentlicht worden waren, vereinigt; die Thematelauten: Ludwig Tieck in Dresden — Wilibald Meixis — Friedrich Hebbel — Karl Gutzkow — Eduard Mörike — Franz Dingelstedt. Ihnen reiht sich noch ein kleines Gedenkblatt an den 1874 verstorbenen, nur in engeren Kreisen bekannt gewordenen „Dichtercomponisten“ Peter Cornelius an. Was allen diesen Charakterbildern in gleicher Weise eigen ist, das ist die ernste und aufrichtige Hingabe an den Gegenstand, die Sicherheit und Reinheit des

ästhetischen, die Milde und Bornehmheit des sittlichen Urtheils, und nicht zuletzt die fein abgewogene, echt künstlerische Darstellung. Wenn wir irgend etwas an diesen Charakterköpfen bedauern, so ist es das, daß es eben nur einzelne Charakterköpfe sind. Die Behandlung der neueren Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte zerfasert leider so total in derartigen „Studien“, „Bildern“, „Porträts“, „Charakterköpfen“ und „Profilen“, daß man in dieser Fülle der Gesichte nachgerade das dringende Bedürfnis nach leitenden Fäden, nach Gruppen, Richtungen, Strömungen empfindet. Die oft gehörte Ausrede, daß es dazu noch zu früh sei, daß viele Erscheinungen uns noch zu nahe stehen, als daß wir schon das Bleibende von dem Vergänglichen sondern, die Zusammenhänge und Ziele klar erkennen, kurz, wirklich geschichtlich vorgehen könnten, wird doch gewissen Erscheinungen gegenüber mit jedem Jahre hinfalliger, und es wird Zeit, daß die Person allmählich in den Hintergrund, die Sache in den Vordergrund tritt. Sterns Buch hat uns, gestehen wir es offen, nicht am wenigsten gerade da gefesselt, wo die einzelne Gestalt einmal zurücktritt, also z. B. in seiner trefflichen Auseinandersetzung über den „historischen“ und den „archäologischen“ Roman, in dem lebendigen Gesamtbilde von dem literarischen Treiben in Dresden vor Tiecks Eintritt. Hoffentlich erwächst aus den oben erwähnten beiden Sammelwerken im Verein mit den „Bildern und Studien“ des Verfassers — den gesammelten wie den nicht gesammelten — mit der Zeit einmal eine größere geschichtliche Darstellung. Einstweilen empfehlen wir das hier genannte Buch unseren Lesern aufs wärmste.

Neue Bücher.

Die Aufnahme in dieses Verzeichniß gilt als Empfehlung. Ausführlichere Anzeige mit Auswahl vorbehalten.

- Vier gemeinverständliche Vorträge über Platons Lehrer und Lehren. Von Martin Wohlrab, Rector des kgl. Gymnasiums zu Chemnitz. Leipzig, V. G. Teubner, 1879.
- Die gesammte Literatur Walthers von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walthers-Forschung von Willibald Leo. Wien, M. Gottlieb, 1880.
- Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Heinrich v. Sybel. Fünfter Band, zweite Abtheilung (Schluß des Werkes). Stuttgart, Ebner & Seubert, 1879.
- Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Dargestellt von R. Haym. Erster Band, zweite Hälfte. Berlin, Gärtnner, 1880.
- Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts von Dr. Karl Hase, Professor an der Universität Jena, Geh. Kirchenrath. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880.
- Die Erde und ihr organisches Leben. Ein Geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Bief. 1—4. Stuttgart, Speemann, 1879—80.
- Wendische Volksfagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Von Willibald von Schulenburg. Leipzig, Brockhaus, 1880.
- Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von A. Gnauth, E. Herdte, H. Ortwein, A. Schill, Val. Teirich u. a. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, Engelhorn, 1879.
- Aus dunklen Tagen. Ein Novellenbuch von Adolf Stern. Leipzig, B. Schlicke, 1879.
- Freiz Mauthner, Vom armen Franischko. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. 1. und 2. Auflage. Bern und Leipzig, Georg Froben & Co., 1880.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.